

Otto Friedrich Bollnow, Die Pädagogik der deutschen Romantik*

Friedrich Fröbel

D. Der Unterricht

1. Die Gliederung des Unterrichts	154
2. Die Religion	156
3. Die Natur	160
a) Das sphärische Gesetz	160
b) Die Welt der Kristalle	164
c) Die organische Welt	166
d) Die Mathematik	168
4. Die Sprache	169
a) Das Wesen der Sprache	169
b) Die Sprachsymbolik	171
c) Der Rhythmus	172

1. Die Gliederung des Unterrichts

Als Unterrichtsgegenstände der Schule treten bei Fröbel genau die drei großen Seinsbereiche wieder auf, die schon von Anfang an im ersten Satz der „Menschenerziehung“, d. h. in seinem ersten metaphysischen Ansät; enthalten waren. So wie er dort zwischen dem Außen, der Natur, und dem Innen, dem Geist, und dem beides Einenden, dem Leben, unterschieden hatte, so gibt es auch hier die *drei großen Seinsbereiche: Natur, Menschheit, Gott*, so wie sie Fröbel im hohen Alter noch einmal in einem von E. Hoffmann zum erstenmal veröffentlichten tiefsinnigen Brief an Bertha von Mahrenholtz-Bülow (AS 134 ff.) zusammenstellt. In jedem dieser drei Bereiche zeigt sich im Grunde schon das Ganze des göttlichen Lebens, und daraus entspringen dann die zahlreichen Entsprechungen, auf die Fröbel in der Durchführung immer wieder hinweist: daß Naturbetrachtung und Sprachbehandlung nur wiederholen können, was in der Religion schon ahnend angelegt ist. Aber um des allgemeinen dialektischen Gesetzes von „Gegensatz“ und „Vermittlung“* willen, müssen die Bereiche auseinanderreten, um sich dann in höherer Einheit wieder *tu* vereinigen, und daraus entspringt für den Menschen die Aufgabe einer dreifachen Einigung: mit sich selber, mit der Natur und mit Gott. Das ist die Aufgabe der Menschheit im ganzen und, sie „gleichsam mikrometrisch“ noch einmal durchlaufend, zugleich die des einzelnen Menschen. Das tiefsinnige Geflecht der Beziehungen

* Die originale Seitenformatierung ist belassen.

verdeutlicht Fröbel in dem genannten Brief in einem „Sinnbild“, einem symbolischen Schema, auf das wir, ohne der Deutung im einzelnen nachzugehen, an dieser Stelle wenigstens hinweisen möchten (AS 139).

In dieser dreifachen Gliederung wird der Gedanke jetzt auch in der „Menschenerziehung“ durchgeführt. Wie es im Brief hieß: „Die Einheit und das All – Gott und die Natur –, zwischen beiden steht der Mensch selbst, ein Einzelner, vermittelnd' als Vermittler“ (AS 137), so heißt es auch hier: „So sind Gemüt und Außenwelt, hier zunächst Natur, und das sie beide vermittelnd Verknüpfende, Sprache, die Angelpunkte des Knabenlebens“ (82) und bedeuten darum den Inhalt „der dreifachen, in sich aber einigen Erkenntnis“, zu dem die Schule hinführen soll: „zur Erkenntnis seiner selbst in allen Beziehungen und so zur Erkenntnis des Menschen überhaupt, seinem Wesen und seinen Verhältnissen nach – zur Erkenntnis Gottes, der ewigen Bedingung, des ewigen Grundes und der ewigen Quelle seines Wesens und des Wesens aller Dinge – und zur Erkenntnis der Natur und Außenwelt, als hervorgegangen aus dem ewig Geistigen und durch dasselbe bedingt“ (82/83).

Trotzdem fällt hier eine gewisse Vereinfachung und Einseitigkeit in der Durchführung auf, die man gleich zu Anfang beachten muß und die tief bezeichnend für Fröbels ganze geistige Grundhaltung ist. Wenn hier von Gemüt und Außenwelt und dem sie beide Vermittelnden, der Sprache die Rede ist, wenn hier mit dem Gemüt die Ahnung des Göttlichen gemeint ist, die Außenwelt — hier „zunächst“, aber in der Durchführung dann doch endgültig — mit der Natur gleichgesetzt wird, dann bleibt für den menschlichen Bereich eigentlich nur die Sprache, die in den weiteren Durchführungen dann durch kurze Ergänzungen über die Kunst allgemein und später über die Behandlung von Liedern und Erzählungen ergänzt wird. Im ganzen kann man sagen, daß Fröbel innerhalb der Doppelheit von Natur- und Geisteswelt ganz einseitig aus dem Bezug zur Natur heraus lebt; die Kunst tritt ganz an den Rand und bleibt auf einfache harmlos kindliche Formen beschränkt; ganz vernachlässigt ist demgegenüber aber der gesamte Bereich der Geschichte, der Bezug zu den Epochen der Vergangenheit wie zu den fremden Kulturen. Audi wenn man bedenkt, daß der allein erschienene Band der „Menschenerziehung“ nur „bis zum begonnenen Knabenalter“ reicht, sind auch bei Arndt die menschlich-geschichtliche Welt erst in einem späteren

Lebensalter hinzutritt, so ist doch auch aus dem übrigen Werk kaum auszudenken, wie eine solche Ausweitung des Weltbilds geschehen sollte.

Diese Natur und Religion verbindende, die geschichtliche Welt dagegen ausschließende Haltung ist bezeichnend für den gesamten Fröbel, und man kann sie vielleicht bis zu einem gewissen Grade aus seiner geistesgeschichtlichen Situation verstehen: Die Entdeckung der geschichtlichen Welt, die Begründung der Geisteswissenschaften in der späteren Generation der Romantik hat ihn nirgends tiefer berührt, obgleich es im Grunde seine Generation war, der diese Leistungen zu verdanken sind. Er aber steht, in einer Weise, auf die wir schon einleitend hinweisen, verhältnismäßig einsam in seiner eignen Generation und ist viel stärker der frühen Romantik verwandt, in einer Welt, die sich als Vereinfachung gewisser bei Novalis und beim jungen Schelling vorgezeichneter Möglichkeiten verstehen läßt.

2. Die Religion

Über die Religion als besonderen Gegenstand des Unterrichts genügen wenige Andeutungen, weil Fröbel hier im Grunde nur noch einmal besonders hervorhebt, was als die allgemeine metaphysische Voraussetzung und die darin gegründete allgemeine Grundstimmung sein gesamtes Denken durchzieht. Ob man diese Form der Religiosität nun als pantheistisch oder genauer dann als panentheistisch bezeichnet, besagt im Grunde wenig gegenüber dieser allgemeinen Grundstimmung, die als ein Gefühl des harmonischen Einklangs mit allem Sein den ganzen Menschen durchzieht, weil er sein eignes Leben als teilhabend am Göttlichen empfindet, hervorgegangen aus einem göttlichen Grund, von ihm her in seinem Wesen bestimmt und in allem seinem Verhalten getragen. Diese Anschauungen lassen sich bei Fröbel schon bis in die frühe Jugend zurückverfolgen. Er schreibt in einem seiner autobiographischen Briefe schon von der Zeit um sein zehntes und elftes Lebensjahr: „So überall nur Leben, Einklang und Widerspruchslosigkeit zu finden, und so das geahnte Lebganze immer klarer und deutlicher zu erkennen, das war die stille Sehnsucht meines Herzens, der Trieb meines Lebens“ (I 127). Es ist ein Gefühl der ungestörten Harmonie, in dem jeder erscheinende Widerspruch sich als bloßer Schein auflöst. In diesem Sinne be-

richtet er hier: „So trat mir das Leben und alle Erscheinungen und Wirkungen desselben nach allen Richtungen hin immer mehr als ein widerspruchsloses, harmonisches, aber auch einfaches und klares, dem mathematischen Geiste und Gemüte eben als ein Teilganzes desselben auch schau- und erkennbares Ganzleben überall entgegen“ (I 130).

Aus diesem Gefühl einer ursprünglichen Einheit heraus wird auch hier, bei der Begründung des Unterrichts, das Wesen der Religion einleitend noch einmal definiert: „Das Streben, die Ahnung von dem ursprünglichen Einsgewesensein des wahrgenommenen eignen geistigen Selbstes, des Menscheistes, mit Gott zum klaren Bewußtsein zu erheben, und in der sich darauf gründenden Einigung mit Gott zu sein, und in dieser Einigung mit Gott in jeder Lage und in jedem Verhältnisse des Lebens ungetrübt und ungeschwächt fortzuleben: das ist Religion“ (83). Der Grundbegriff, der sich im späteren Fröbel immer beherrschender durchsetzt, ist der der „*Lebenseinigung*“, und Religion bedeutet die letzte, über alle beschränkten Verhältnisse hinausgehende totale Lebenseinigung.

Wesentlich, ist dabei der Zusatz: „Religion ist nicht ein Stehendes, sondern ein ewig fortgehendes Streben und eben dadurch ein ewig Bestehendes“ (83). Das bedeutet, daß für Fröbel die bestimmten Formen und die bestimmten dogmatischen Gehalte einer Konfession unwesentlich sind. Darum betont er einmal in einem Brief, „daß das naturgemäß geleitete Kind keiner positiv kirchlichen Formen bedarf, weil das liebend gepflegte und darum sich stetig und kräftig entwickelte Menschen- und Menschheitsleben, also auch das ungetrübt Kindeleben, an und für sich ein christliches ist“ (I 93). Die Religion wird vielmehr ganz in die Innerlichkeit des religiös empfindenden Gemüts zurückgenommen, ähnlich wie es seinerzeit der junge Schleiermacher in seinen Reden „über die Religion“, die ja überhaupt auf Fröbel von großem Einfluß waren, entwickelt hatte und wie es über eine bestimmte einzelne Anregung hinaus allgemein der romantisch-idealistischen Auffassung entsprach.

Religion in dieser Weise kann selbstverständlich nicht als ein Stoff von außen her an den jungen Menschen herangebracht werden; jeder Unterricht in der Religion setzt bereits voraus, daß in irgendeiner Weise das *religiöse Gefühl* im Kind schon als Ahnung vorhanden ist, daß sich „wahre – wenn auch noch so formlose, unbestimmte und unbewußte Religion im Gemüte des

Menschen schon vorfindet“ (83) und durch die Erziehung nur klärend zum Bewußtsein gebracht zu werden braucht.

Die Grundlage, von der her Fröbel das religiöse Verhältnis versteht, ist das *Familienleben*. Wie das Kind in der Familie geborgen ist und im Einklang mit seinen Eltern lebt, deren Wesen es in sich in eigener Weise wiederholt, so lebt der Mensch auch im Einklang mit Gott. In diesem Sinn betont Fröbel mit Nachdruck: „Es ist und bleibt ewig wahr: in den reinen und klaren menschlichen, besonders elterlichen und geistig menschlichen Verhältnissen spiegelt sich Göttlich-Menschliches ab, und durch jene reinen Verhältnisse des Menschen zum Menschen erkennen wir diese Verhältnisse Gottes zum Menschen und des Menschen zu Gott“ (85). Im Familienleben, im innigen Zusammenleben mit den Eltern entwickelt sich daher für das Kind ein erstes Ahnen seines Verhältnisses zu Gott, und von da her bleibt dieses Verhältnis dann auch weiterhin bestimmt. Von da her gewinnt darum das reine und ungetrübte, harmonisch geführte Familienleben seine ungeheure Wichtigkeit für die Entwicklung des religiösen Bewußtseins. Fröbel sagt gradezu: „Darum sind rein menschliche, elterliche und kindliche Verhältnisse der Schlüssel, die erste Bedingung zu jenem himmlisch göttlichen, väterlichen und kindlichen Verhältnis und Leben“ (86). Und umgekehrt erfährt aus dieser Übereinstimmung mit dem religiösen Urverhältnis dann auch das Familienleben für Fröbel eine letzte Weihe, wie sie überzeugend dann in den „Mutter- und Koseliedern“ hervortritt. Das Familienleben ist selber ein Stück göttliches Leben.

Von hierher wird dann insbesondere auch das *Christentum* gedeutet: als die Widerspiegelung dieses einen Grundverhältnisses des Unendlichen im Endlichen, des Göttlichen im Menschen in der einen Gestalt Christi. Denn Christus, der sich selber als „Gottes Sohn“ bezeichnet habe, habe dem Menschen in musterhafter Weise den Bezug zum Göttlichen als „das Verhältnis vom Vater zum Sohne“ (87) vorgelebt. Und dieses selbe Verhältnis in sich selber zu wiederholen, sei dann die Aufgabe des wahren Christen. Fröbel deutet darüber hinausgehend die christliche Lehre von der Dreieinigkeit als das dialektisch notwendige Verhältnis von Einheit, Einzelheit und Mannigfaltigkeit, nämlich der Einheit des göttlichen Grundes, aus dem alles hervorgegangen ist, der Einzelheit Christi als des sein Wesen vollkommen widerspiegelnden „Sohnes“ und damit zugleich des Menschen überhaupt, des höchsten Gliedes der Schöpfung und endlich der Man-

nigfaltigkeit der Erscheinungen überhaupt, noch einmal also als Ausdruck der Dreiheit von Gott, Mensch und Natur.

Überblickt man im ganzen das hiermit umrissene Bild der Religion und des Christentums, so hebt sich als der vorherrschende Zug das befriedigende Gefühl einer *Geborgenheit* in einem umfassenden Weltgrund heraus. Das Bild eines harmonischen Familienlebens kennzeichnet zugleich die Stellung des Menschen zu Gott und Welt. Fröbel kennt nicht das Gefühl der Ungeborgenheit und der unaufhebbaren Gefährlichkeit des Lebens. Und auch in der Gottesvorstellung hat der Gedanke von einem Erschreckenden, Übergewaltigen keinen Raum. Es gibt keine unüberwindbaren Schranken, sondern jede Fremdheit ist in einer „Lebenseinigung“ überwindbar. Und so wie im Wesen des Menschen ein ursprünglich Böses keinen Platz hatte, so fehlen in dieser Auffassung des Christentums die Gedanken von Sünde und Erlösung. Überhaupt ist der Gottesbezug, trotz der herangezogenen Verdeutlichung im Vater-Sohn-Verhältnis, kein wirklich persönliches Verhältnis zum einzelnen Menschen, das schicksalhaft in sein Leben eingreift. Die Vorstellungen von Schicksal und Verhängnis fehlen überhaupt in diesem Bild einer pflanzenhaft organischen Lebensentfaltung. Und darum wird auch das Christentum nicht eigentlich als diese bestimmte, zu einer bestimmten Zeit historisch entstandene und geoffenbarte Religion verstanden, sondern wird gleichbedeutend mit dem, was sich mit den Mitteln des natürlichen Denkens im Sinne dieses allgemeinen panentheistischen Weltbilds philosophisch-begrifflich entwickeln läßt, mit einer sinnbildhaft anschaulichen Einkleidung des reinen philosophischen Gedankens.

Wenn heute innerhalb des Christentums – auf evangelischer Seite besonders seit dem Hervortreten der „dialektischen Theologie“ – eine solche harmonische Auffassung abgelehnt und demgegenüber die ursprüngliche Härte des geschichtlichen Christentums wieder hervorgehoben wird, wenn auch vom existenzphilosophischen Denken aus dieses Gefühl der Geborgenheit als eine kindlich ahnungslose Verkennung der sehr viel schrecklicheren Welt erscheinen will, so darf man doch demgegenüber ein Doppeltes nicht vergessen: Einmal, daß Fröbel hierin nicht allein steht, sondern in Übereinstimmung mit einer umfassenden Zeitbewegung des romantisch-idealistischen Denkens, das sich von sich aus mit Nachdruck zum Christentum bekennt, ja sich darüber hinaus als Wiederherstellung der ursprünglichen reinen Lehre

Christi verstand. Sodann aber auch, daß heute vielleicht dem religiösen Menschen die Natur fremd geworden ist und aller Nachdruck sich auf das aus seiner Geschichtlichkeit verstandene Menschenschicksal verlagert hat, daß trotzdem aber damals in dieser Naturverbundenheit und dem Gemeinschaftsbewußtsein eines naturhaft verstandenen Familienlebens eine tiefe echte Frömmigkeit verwirklicht war, deren Wichtigkeit heute, aus einer einseitig polemischen Betonung der Gegenseite heraus, gerne verkannt wird.

3. Die Natur

Auch in bezug auf die Natur können wir uns kurz fassen. Die Einzelheiten sind so stark zeitgebunden im Zusammenhang der allgemeinen romantischen Spekulationen, daß sie uns heute nichts mehr besagen. Wesentlich ist dahinter der umfassende naturphilosophische Hintergrund und die daraus entspringende Haltung einer tiefen Ehrfurcht vor dem, was dem Menschen in der Natur begegnet. „Jedes Ding ist göttlicher Natur, göttlichen Wesens“ (90), so nimmt Fröbel das große Thema seiner Einleitung wieder auf. Die Beschäftigung mit der Natur führt daher zur Bestätigung des ursprünglichen religiösen Gefühls; Religion und Natur bestätigen einander wechselseitig. So beginnt Fröbel diesen neuen Abschnitt: „Was Religion sagt und ausspricht, das zeigt die Natur und stellt sie dar; was die Gottesbetrachtung lehrt, bestätigt die Natur“ (90). Darum vermag auch umgekehrt der religiöse Mensch den wirklichen Zugang zur Natur zu finden: „Nur dem Christen . . . ist es ausschließend möglich, zur wahren Einsicht und lebendigen Erkenntnis der Natur zu kommen; nur ein solcher Mann kann echter Naturforscher sein“ (91), wobei „Christ“ hier natürlich wieder im spezifisch Fröbelschen Sinn, zu nehmen ist, in dem er das Christentum für sein romantisch-pantheistisches Weltbild in Anspruch nimmt. Nur der Christ, *i. h.* nur der vom göttlichen Wesen aller Dinge überzeugte Mensch, ist imstande, in allen Erscheinungen das tiefere Gesetz zu erfassen.

a) Das s p h ä r i s c h e Gesetz

Die allgemeinen Grundzüge ergeben sich aus dem „sphärischen Gesetz“ in dem Fröbel schon 1811 in Göttingen sein erstes System

zu formulieren versucht hatte¹⁴: „ΣΦΑΙΡΑ, das einzige Gesetz im All: in der physischen wie in der moralischen Welt“ (B 182), so schrieb er damals auf das Titelblatt der von ihm geplanten Abhandlung. Und noch im Brief an die Frauen in Keilhau umreißt er rückblickend die ihn damals gewaltsam ergreifende Konzeption folgendermaßen: „Dort (d. h. in Göttingen) kam mir die große, durchgreifende, sphärische – weltbauische – immer in sich geeinte, gleichsam kuglige Ansicht aller Erscheinungen in der Natur wie im Menschenleben. — Dort kam mir mathematisch klar und bestimmt der große, so alles schaffende, wie alles durchleuchtende Gedanke: Sphära (das ist) das stetige, stets allseitig lebendige schaffende, immer von neuem In-sich-selbst-Ruhen, ist das Grundgesetz im All, in der physischen wie in der psychischen ... Welt“ (B122).

Versucht man den ursprünglichen naturphilosophischen Grundgedanken dieser Fassung von 1811 möglichst kurz zusammenzufassen, so verläuft er (in etwas schematisierter Form) etwa folgendermaßen: Das Ursprünglich-Eine ist kugelförmiger, d. i. sphärischer Natur. Doch ist es als solches noch „ohne irgendeine Differenz“ (B 128). Aber um sich zu verwirklichen, muß das ursprünglich Eine „heraustreten“ und sich in den Gegensatz auseinanderlegen, in die Polarität des Positiven und des Negativen, bei endlicher Kraftwirkung also zu zwei vom Ausgangspunkt gleich weit entfernten Punkten. Aber der Gegensatz dieser beiden Pole strebt nach einer Auflösung in der „Differenzlosigkeit“, in der „Indifferenz“ (wie Fröbel in Anlehnung an Schelling sagt). Da aber das Maß der vom Ausgangspunkt aufgewandten Kraftwirkung nicht verändert werden darf, kann die Begegnung nur auf einem um den Ausgangspunkt geschlagenen Kreis liegen, und es gibt auf dem Kreis, senkrecht zur ursprünglichen Polaritätsachse, zwei solcher „Äquationspunkte“, die untereinander wieder im Gegensatz stehen. Wenn man aber die unendliche Mannigfaltigkeit der möglichen Gegensätze hinzunimmt, erweitert sich das ursprünglich auf der Ebene entwickelte kreisförmige Bild zur vollen Kugel. Und so sagt Fröbel: „Die gesuchte und ge-

¹⁴ Die Materialien über das „sphärische Gesetz“, die noch nicht in vollständiger Ausgabe zugänglich sind, sind zusammengestellt und bearbeitet bei Maria Bode, Friedrich Fröbels Erziehungsidee und ihre Grundlage, Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, XV, 1925, S. 118 ff. Wir zitieren diese Arbeit im folgenden mit B. Vgl. auch die von Halfter (a. a. O., S. 318 f.) mitgeteilten Tagebuchblätter aus dem Jahre 1816. Spranger stellt (a. a. O., S. 18) über diesen Gegenstand eine eingehende Darstellung von Erika Hoffmann in Aussicht.

fundene, jede Differenz lösende Einheit ist: die stetige Kugel“ (B 133), eben die *sphaira*, die Fröbel um ihres göttlichen Charakters wegen gern in großen griechischen Buchstaben schreibt.

Das mathematische Bild ist selbstverständlich nichts anderes als ein (vielleicht sogar etwas dilettantisch gewähltes) Symbol, als solches ohne Belang (und darum lohnt sich auch kaum die genauere Analyse der naturphilosophischen Seite dieser ohnehin bisher erst unvollständig zugänglichen Gedankengänge). Das Wesentliche liegt lediglich in dem geistigen Gehalt, den dieses symbolische Bild veranschaulichen soll: Die Gliederung der Kugel nach Polen und Äquator verdeutlicht das für die ganze Zeit charakteristische eigentümliche *polare Denken*, das in der Vermittlung der Gegensätze über die Spannung hinweg zur höheren Harmonie strebt.

Nur ein weiterer Gesichtspunkt bleibt noch wesentlich: Das Schema *wiederholt* sich noch einmal nach der typisch pantheistischen Vorstellung von Makro- und Mikrokosmos: Indem jeder einzelne Punkt der ursprünglichen Sphäre seinerseits zum Ausgangspunkt einer neuen Sphäre wird, entwickelt er sich seinerseits zum „*Gliedganzen*“, wie Fröbel hier im glücklich geprägten Wort sagt: Seinerseits Glied des Ganzen, ist er doch selber wiederum ein Ganzes, in dem sich die volle Gesetzmäßigkeit des größeren Ganzen im kleineren Maßstab abspiegelt. Das mathematische Schema wird so zum Symbol eines nicht mehr mathematisch darstellbaren allgemeinen Seinsgesetzes. In dieser Weise wird schließlich auch der Mensch in das Ganze der göttlichen Schöpfung einbezogen.

Der Begriff des sphärischen Gesetzes kehrt dann auch in den kleinen Keilhauer Schriften als das durchgehende Grundgesetz allen Seins wieder. Auch hier heißt es: „Jedes Ding, alle Dinge sind sphärischer Natur, sind sphärische Wesen“ (Z151). Aber hier sind die spezielleren naturphilosophischen Spekulationen zurückgetreten, und es bleibt statt dessen von den früheren Gedankengängen nur das allgemeine Verhältnis von *Einheit und Mannigfaltigkeit*. So führt es Fröbel aus: „Das Sphärische ist die Darstellung der Mannigfaltigkeit in der Einheit und der Einheit in der Mannigfaltigkeit; das Sphärische ist die Darstellung der aus der Einheit sich entwickelnden, in ihr ruhenden Mannig-

faltigkeit und die Darstellung der Zurückbeziehung aller Mannigfaltigkeit auf die Einheit; das Sphärische ist die Darstellung des Hervorgegangenseins und Hervorgehens aller Mannigfaltigkeit aus der Einheit“ (Z 150). Damit ist das allgemeine Grundverhältnis der in aller Mannigfaltigkeit zugrunde liegenden Einheit ausgesprochen, wie es dann, jetzt ohne daß der Name des Sphärischen noch genannt wird, als das in allem ruhende, wirkende und herrschende eine *ewige Gesetz* im ersten Satz der „Menschen-erziehung“ vorangestellt ist.

Die „sphärische Natur“, von der hier die Rede ist, wird gradezu gleichbedeutend mit der göttlichen Natur im Grunde aller Dinge. Das sphärische Gesetz bedeutet die Widerspiegelung des einen und einheitlichen Grundes in der entfaltenden Besonderheit der Individualitäten und wiederum die Entfaltung der Individualitäten aus ihrer Besonderheit zur „sphärischen Allseitigkeit“ (AS 37). So drückt sich im „sphärischen Gesetz“ das polare Verhältnis von Einheit und Mannigfaltigkeit aus: die größtmögliche Einheit in der größtmöglichen Mannigfaltigkeit oder, mit Fröbels eignen Worten, „Einheit und Mannigfaltigkeit in der größten Vollendung verknüpft“ (Z 151). Wie auch später Fröbel gern seine eigenen spekulativen Gedankengänge mit christlichen Lehren verknüpft, so betont er auch hier, daß das dialektische Verhältnis von Einheit, Einzelheit und Mannigfaltigkeit (die Einzelheit, die aus der Einheit heraustritt und sich mit den andern Einzelheiten zur Mannigfaltigkeit ausbreitet) im Grunde nur die gedankliche Fassung der christlichen Lehre von der Trinität sei.

Weil aber nach Fröbel die besondere Aufgabe des Menschen darin besteht, das allgemeine Seinsgesetz mit Bewußtsein und Freiheit zu erfüllen, so wird jetzt das „sphärische Gesetz“ zugleich „das Grundgesetz aller wahren, genügenden Menschenbildung“ (Z 151) und führt in der Auffassung des einzelnen Menschen als einer individuellen Ausprägung des allgemeinen göttlichen Wesens zu genau den Folgerungen, wie sie dann in der „Menschen-erziehung“, dort dann ohne das „sphärische Gesetz“ mit Namen ausdrücklich zu nennen, entwickelt sind. Das wäre zur Entstehungsgeschichte der früher behandelten Auffassung von dieser Seite aus nachzutragen, und wir kehren von hier zum spezielleren naturphilosophischen Zusammenhang zurück.

b) Die Welt der Kristalle

Das Bild, das Fröbel in der „Menschenerziehung“ von der Natur entwickelt, knüpft eng an die naturphilosophischen Gedankengänge des sphärischen Gesetzes an, nimmt dabei aber zugleich für die Ausgestaltung die Anregungen auf, die Fröbel in seiner Mitarbeit bei dem Berliner Mineralogen Weiß aufgenommen hatte. Am Anfang steht das ursprüngliche Streben einer Kraft, sich nach allen Seiten gleichmäßig auszubreiten, und wenn dieses noch nirgends gehemmt wird, muß es notwendig die Gestalt der reinen *Kugel* hervorbringen. Die Kugel ist darum „die allgemeinst erste so wie die allgemeinst letzte Naturform“ (101), die eigentliche „Urgestalt“ (101), gleicherweise das Gestaltloseste (am Anfang) und das „Gestaltetste“ (am Ende der Entwicklung). Sie birgt im noch unentschiedenen Gleichgewicht alle übrigen Gestaltungsmöglichkeiten in sich: „Kein Punkt, keine Linie, keine Ebene, keine Seite tritt an ihr hervor, und doch ist sie allpunktig bis allseitig, trägt alle Punkte, Linien usw. aller irdischen Gestalten und Formen ... in sich“ (101).

Alle besonderen Gestalten aber ergeben sich, wenn! die Kraft nach bestimmten Richtungen, nach Achsen, vorwaltend hervortritt. Indem auch dies wieder nach seiner bestimmten gesetzmäßigen Ordnung geschieht, bildet sich das Reich der „*Festgestalten*“, wie Fröbel den Begriff der Kristalle überseht: „Das Festgestaltete, Kristallinische, ist die erste Erscheinung der irdischen Gestaltung“ (103).

Die wunderbar gesetzmäßige Welt der Kristalle mußte auf Fröbel schon früh eine geheimnisvolle Anziehungskraft ausüben, die er dann im Zusammenhang seiner naturphilosophischen Gedankengänge zu deuten unternimmt. Vor allem seine Tätigkeit am Berliner Mineralogischen Institut, sein Umgang mit „diesen stummen Zeugen einer stillen, tausendfach schaffenden Tätigkeit der Natur“ (I 111) mußte diesem seinem innersten Bedürfnis entgegenkommen: „Was ich früher in der Pflanzenwelt und in der Königin derselben erblickte, das erschaute ich jetzt im ruhigen, stillen Leben der Kristallwelt“ (FK 93), schreibt er rückblickend von dieser Zeit. War es schon der allgemeine romantische Gedanke gewesen, schon bei Novalis in voller Klarheit ausgesprochen, daß in den einzelnen Gebilden der äußeren Natur das allgemeine Weltengesetz und damit auch wieder das Gesetz des menschlichen Lebens angeschaut werden könne, so scheint dieses allgemeine

Gesetz in der durchsichtigen Gestalt der Kristalle in seiner letzten Reinheit und Einfachheit verwirklicht, und die Kristalle werden so zum einzigartigen, ausgezeichneten Mittel der Selbst- und Welt-erkenntnis, zum Wunderspiegel, in dessen Anschauen sich die verworrene Welt zur klaren Gesetzmäßigkeit ordnet.

„Das Größte als Kleinstes, das Kleinste als Größtes zu schauen“ (FK 86, vgl. 146), das war ja schon der allgemeine Ansät} des sphärischen Gesetzes gewesen, und so wird von Fröbel der Gedanke hier aufgenommen: „Das Göttliche ist nicht nur das Größte, nein, das Göttliche ist auch das Kleinste; es erscheint in seiner ganzen Fülle und Kraft im Kleinsten. Und nun waren mir meine Enden und die Festgestalten ein Spiegel für die Menschen- und Menschheits-Entwicklung und deren Geschichte“ (I 112). Die Kristallwelt wird ihm zum Schlüssel der Menschenwelt: „Die Kristallwelt verkündete mir laut und unzweideutig in klarer fester Gestaltung das Leben und die Lebgesetze des Menschen und in stiller aber wahrer und sichtbarer Rede das wahre Leben der Menschenwelt“ (I 135).

Diese eignen Lebenserfahrungen mußten in Fröbel wieder lebendig werden, als er jetzt im erzieherischen Bereich den bildenden Wert der Naturbetrachtung behandelte, und es ist verständlich, daß jetzt bei ihm innerhalb der ganzen Natur die Kristalle eine ausgezeichnete Stellung einnehmen. Die hohe Begeisterung seiner Jugend klingt mit, wenn er hier von der einzigartigen Schönheit dieser Gebilde spricht: „Auch die Welt der Festgestalten ist wie die Gemüts- und Geistes weit eine herrliche, lehrreiche Welt; was hier das innere Auge im Innern sieht, schaut dort das innere Auge im Äußeren“ (103/04). Und er unternimmt es, diese Welt in ihrer inneren Gesetzmäßigkeit zu entfalten.

Die einfachste dieser Festgestalten ist der *Würfel*, in dem die drei vorwaltenden Krafrichtungen den drei Raumdimensionen entsprechen. Der Würfel steht in seiner kraftvollen Bestimmtheit im stärksten Gegensatz zur ausgeglichenen Kugel. „In dieser Festgestalt nun, in dem Würfel, erscheint aber das Streben der Kraft nach kugliger Darstellung in höchster Spannung: statt Allseitigkeit erscheint Einzelseitigkeit; statt Allpunktigkeit oder Allleckigkeit erscheint Einzeleckigkeit; statt Allinigkeit, Allkantigkeit erscheint Einzelkantigkeit, und diese wenigen Punkte, Linien, Flächen halten alle übrigen unter sich untergeordnet und von sich abhängig“ (104/05). Die Beziehungen zwischen den Ecken, Kanten und Flächen ergeben einen fast unerschöpflichen Gegen-

stand für die nach verborgnen Gesetzmäßigkeiten forschende Betrachtung.

Von da aus ergeben sich dann die weiteren einfachen Gestalten: Indem sich die Ecken des Würfels zu Flächen ausbilden, ergibt sich der *Achtflächner* (Dodekaeder), in ähnlicher Weise der *Vierflächner* (Tetraeder). Sie alle entsprechen einander, denn der Würfel hat zwei mal drei Flächen, der Achtflächner zwei mal drei Ecken, der Vierflächner zwei mal drei Kanten, und wiederum lassen sich aus den Entsprechungen mancherlei tiefe Gesetzmäßigkeiten ableiten. Durch weitere Differenzierung ergeben sich dann in gesetzmäßigem Aufbau die weiteren Kristallformen. Zu den einfachen treten sodann die zusammengesetzten Formen wie „traubig, knospig, kuglig“ (111) usw. Es gliedert sich nach übersichtlichem Prinzip die ganze anorganische Natur.

Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen, obgleich sich die ganze Schönheit dieser Betrachtungsweise erst bei der liebevollen Versenkung in die Einzelheiten der Durchführung ergibt. Was Fröbel bei seinem Lehrer Weiß übernehmen konnte, der 1815 eine „Übersichtliche Darstellung der verschiedenen natürlichen Ableitungen der Kristallisationssysteme“¹⁵ veröffentlicht hatte, das war der Gedanke, diese einfachen mathematischen Gebilde nicht klassifizierend nebeneinanderzustellen, sondern sie sich nach einem einheitlichen Prinzip auseinander entwickeln zu lassen. Ähnlich wie dieser verfährt auch Fröbel „genetisch (allerdings gedanklich-genetisch), insofern er die verschiedenen Körper durch Variationen an der Uridee entstehen läßt oder aufeinander zurückführt.“¹⁶ Was aber Fröbel von sich aus mitbrachte, das war die metaphysische Weite seines sphärischen Denkens, in das er jetzt die spezielleren morphologischen Gedanken hineinstellte: Es ist das göttliche Gesetz, das sich hier schon im Kleinsten und grade im Kleinsten in seiner reinsten Gestalt zeigt. Der liebende Umgang mit der Welt ist darum selber schon „Einigung“ mit dem göttlichen Grund.

c) Die organische Welt

Aus der Starrheit der kristallinen Welt ergibt sich nur, das *Leben* im eigentlichen Sinn durch ein „abwechselndes Hervor-

¹⁵ Vgl. Spranger, a. a. O., S. 21 ff.

¹⁶ Spranger, a. a. O., S. 23.

und Zurückstreben der Kraft“ (113), durch ein rythmisch-pulsierendes Prinzip also, das in die festen Gestalten eine fließende Bewegung hineinbringt. Den Mittelpunkt einer solchen selbsttätigen Bewegung nennt Fröbel das *Herz*, und in diesem Sinne setzt er seinen die Aufbauordnung der Natur nachzeichnenden Gedankengang fort: „Lebenspunkte bedingende Ausbildung, Herzpunkte bedingendes Leben ist die der nur wirkenden, in und für Festgestalten wirkenden Kraft nächste neue Stufe der Kraftentwicklung“ (114), die nächste „*Steigerungsstufe*“ der allgemeinen Entwicklung, wie dieser bezeichnende Fröbelsche Begriff heißt. Indem das Leben aber aus der immer erneuten Rückkehr zur Mitte immer neue Kraft schöpft, ist es als solches notwendig mit Wachstum verbunden.

Fröbel unterscheidet hier wiederum näher zwischen (dem pflanzlichen und dem mit selbständiger Bewegung ausgezeichneten tierischen Sein als zwischen dem „*Lebenden*“ und dem „*Lebendigen*“. Im Unterschied zu den starren Formen der Kristalle ist das pflanzliche Sein durch die Vorherrschaft des „*Strahlenden*“ und der von dort bestimmten Fläche gekennzeichnet, das tierische Sein demgegenüber durch das Überwiegen des „*Kreisenden und Rundlichen, Kugelförmigen*“ (115). Die Pflanzen stehen der Kristallwelt noch näher durch die Vorherrschaft der einfachen Zahlenverhältnisse. Dabei tritt hier aber zu der Zwei- und Dreizahl, die bei den Kristallen vorherrschen, als Zeichen der höheren Organisation die Fünzfahl. „So spricht sich überall, wo die Zahl Fünf erscheint, unzweideutig ein höherer Ausdruck des Lebens aus, des erhöhten, gesteigerten Lebens, welchem sie durch Trennung oder Einigung des vom strengen Gesetz streng und starr Gegebenen, Bestimmten, ihr Dasein, ihr Erscheinen verdankt“ (118). Fröbel weist darauf hin, daß grade die Obstarten die größte Veredlung und Vermannigfachung in sich tragen. Der Gedanke von den verschiedenen „*Steigerungsgraden*“ bewährt sich auch wiederum innerhalb der Pflanze. Die verschiedenen Organe sind solche verschiedenen, sich vergeistigend steigernde Formen, so daß „jede folgende Stufe der Entwicklung immer im höheren Maße das Wesen der in der Gestalt wirkenden Einheit kund tut, wie jede folgende Entwicklungsstufe eine Steigerung der vorhergehenden ist; so die Blumenblätter gesteigerte Pflanzenblätter, die Staubfäden und Staubwege gesteigerte Blumenblätter; jede folgende Bildung legt das Innere der Pflanze, das Wesen derselben, in zarteren Hüllen dar und zuletzt gleich-

sam nur in Hauch und Duft“ (119). Die Grundgedanken, die Goethe schon 1790 in seiner „Metamorphose der Pflanzen entwickelt hatte, fügen sich wie von selbst in das allgemeine romantische Weltbild. Wie die Pflanze am Schluß ihrer Entwicklung im Samen wieder zur ursprünglichen Einheit der Kugelgestalt zurückkehrt, so steht jetzt beim Tier die Kugelgestalt am Anfang. „Daher gleichen die ersten Tiere lebendig gewordenem Samen, so einfache, nur rundliche Gestalten sind sie“ (120), und auch die Fünffzahl ist beim Tier das Zeichen einer verhältnismäßig niederen Organisation. Von den einfachen Anfängen aber entfaltet sich das Reich der tierischen Organisationen, bis es im Menschen die letzte und oberste Stufe erreicht, der nun seinerseits in einer neuen, geistigen Entwicklungsreihe wiederum die unterste Stufe darstellt.

Und dieses alles ist dann immer wieder in das allgemeine *religiöse Weltbild* hineinzunehmen: Jedes einzelne Leben ist Ausdruck des Göttlichen, von jedem einzelnen geht daher „ein Weg zu Gott“: „Siehe, die Erscheinungen der Natur bilden eine schönere Leiter zum Himmel und vom Himmel zur Erde, als Jacob sähe; ... nicht im Traume siehst du sie; sie ist bleibend, überall umgibt sie dich; sie ist schön, Blumen umranken sie, und Engel schauen mit ihren Kinderaugen daraus; sie ist fest, Festgestalten bildet sie; ... der gottbegeisterte Sänger der Natur, David, singt ihr Wesen“ (125/26).

d) Die Mathematik

Der „feste Punkt“ aber in der Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen ist die *Zahl*. Darum bietet die *Mathematik* einen sicheren Zugang zum inneren Zusammenhang der Natur. Die Mathematik selber aber soll im Geiste eines solchen, der stufenweisen Entfaltung der Kraft nachgehenden Weltbilds weniger statisch getrieben werden, d. h. an als fest betrachteten Gebilden, sondern „bei weitem mehr physikalisch und dynamisch, als Natur- und Krafterzeugnis behandelt und beachtet werden“ (129). Das gilt sogar vom Räume selbst: „Der Raum selbst ist aber keinesweges ein Totes, Ruhendes, Stehendes, sondern ein nur durch die stete Wirkung der im Sein an sich bedingten Kraft Bestehendes“ (129). Leben und Mathematik stehen darum, entgegen einem weit verbreiteten und bei dem üblichen Betrieb der Mathe-

matik auch nicht ganz ungerechtfertigten Vorurteil, keineswegs im Widerspruch zueinander, im Gegenteil, sie bilden eine notwendige innere Einheit. „Die Mathematik ist darum auch weder dem wirklichen Leben etwas Fremdes, noch demselben erst Abgezogenes; sie ist der Ausdruck des Lebens an sich, und darum ist ihr Wesen im Leben und durch sie das Leben erkennbar“ (128). Man ist an den Satz des Novalis erinnert: „Das Leben der Götter ist Mathematik.“

Darum gilt auch hier, was Fröbel früher über das Verhältnis von Religion und Natur gesagt hatte: daß nur der gläubige Mensch, der „Christ“, imstande ist, hinter den scheinbar so starren mathematischen Gebilden den Ausdruck des einen göttlichen Gesetzes, des alles durchwaltenden Lebens zu sehen: „Nur dem Christen, der den einen göttlichen Geist, das Wirken, die Wirkungen des einen göttlichen Geistes in allen Dingen erkennt, nur dem Christen war es darum möglich und vorbehalten, sie in ihrem wahren Wesen zu würdigen; denn nur der Christ kann die Einheit der von dem reinen Geiste erzeugten Formen mit den Formen, Gestalten und Erscheinungen in der Natur erklären; nur er kann sich den Zweifel lösen, ob die Mathematik aus den Naturerscheinungen abgezogen oder die Naturgegenstände nach menschlichen Denkgesetzen geformt worden ... Denn lebt und wirkt nicht im Menschen und in der Natur derselbe einige und ewige Gottesgeist“ (127).

4. Die Sprache

a) Das Wesen der Sprache

Der dritte der drei Unterrichtsgegenstände, ja darüber hinaus „das Dritte von dem, was gleichsam die Angelpunkte des Knaben- und überhaupt des Menschenlebens sind“ (129/30), ist die Sprache. Ging es in der Religion vorwiegend um die Pflege des menschlichen Innern, des Gemüts, in der Natur demgegenüber um die Erkenntnisse des Äußern, der Natur, so steht die Sprache in einer eigentümlichen Weise *vermittelnd* zwischen beiden, „zugleich der Innen- und Außenwelt angehörig“ (132). Ihre große Bedeutung war schon soeben, in der Zeichnung der menschlichen Lebensentwicklung, deutlich geworden: wie das Kind erst durch die Sprache einen bestimmten Gegenstand festhalten lernt, wie

der Gegenstand sich für das Kind überhaupt erst mit dem Wort bildet, wie aber Wort und Sache für das jüngere Kind noch eins und dasselbe sind und erst im späteren, dem Schulalter, auseinandertreten.

' Fröbel bestimmt das Wesen der Sprache im Zusammenhang seines allgemeinen romantischen Ansatzes als die „selbsttätige Darlegung und Darstellung des eigenen Innern am Äußern und durch äußerlich Gewordenes (131) und befestigt dies in seiner typischen Sprachauslegung: „*s-prechen*, gleichsam sich selbst brechen, sich in sich selbst gliedern, trennen, teilen, wie auch das Brechen einer Sache das Innere, Innerste dieser Sache kundtut. Wie das Aufbrechen der Knospe einer Blume das Innere und Innerste dieser Blume kundtut und offenbar macht, so tut der, welcher spricht, der Sprechende, sein Inneres selbsttätig kund“ (131).

So dient also die Sprache¹⁷, indem der Mensch sich in ihr ausspricht, dazu, das Innere des Menschen äußerlich darzustellen, es *auszudrücken*. Und dies ist die eine Seite der Sprache: daß der Mensch sich in ihr für sich selbst gegenständlich wird, um sich selber dann in diesem Ausdruck zu erfassen. Dieser Vorgang wird in der Deutung als „*s-prechen*“ in kurzer Formel schön bezeichnet. Von hier her kann Fröbel feststellen: „Die Sprache ist darum notwendig in dem Wesen des Menschen als eines sich bewußt werdenden, zum Bewußtsein bestimmten Geistes, bedingt und eine unzertrennliche Eins mit demselben“ (132).

Aber zugleich enthält die Sprache noch ein zweites: Der Mensch bezeichnet mit Hilfe der Sprache die Dinge der Außenwelt, und insofern dient die Sprache zur *Abbildung* der Außenwelt. „Die Sprache ist Abbild, Darstellung einer Welt“ (I 99). Dabei muß allerdings der Begriff der Abbildung vorsichtig verwandt werden, denn schon in einem früheren Entwurf hatte sich Fröbel dagegen verwahrt, daß das Wort eine „Nachahmung“ sei, und betont, daß es vielmehr „Symbol des Gegenstands“ sei.¹⁸ In einem

¹⁷ Vgl. Marie-Anne Kuntze, Friedrich Fröbels Stellung zum Sprachproblem und Sprachunterricht, Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, XXII (1932). Darin ist einiges wichtiges Material aus den früheren Stufen der Fröbelschen Sprachauffassung mitgeteilt, aus dem das große Ausmaß seiner früheren Beschäftigung mit der Sprache hervorgeht. Es sei daran erinnert, daß sein Studium 1811 in Göttingen zunächst den Sprachwissenschaften gegolten hatte und erst von da aus zur Natur hinübergeführt hatte. ¹⁸ Kuntze, a. a. O., S. 232.

ähnlichen Sinn dürfte auch die Bemerkung der „Menschen-erziehung“ zu verstehn sein, daß die Sprache, „von der Seite der Naturbetrachtung aus, sich selbst Darstellung der zum Leben gesteigerten Kraft“ sei (132), also nicht nur ihre äußere Erscheinung, sondern zugleich ihr inneres Wesen wiedergebe.

Darum hat die Sprache eine „*Doppelnatur*“ (132), sie ist sowohl „reines Erzeugnis des Geistes“ als auch „ein nachahmendes der Natur“, sie ist als „Abbildung der gesamten Innen- und Außenwelt des Menschen“, wie schon gesagt, „zugleich der Innen- und Außenwelt angehörig“ und ist eben darum imstande, zwischen beiden Seiten, zwischen innen und außen, zu vermitteln. In dieser „Doppelnatur“ hat Fröbel, seinerseits ja in dem reich entwickelten sprachphilosophischen Leben der Romantik stehend¹⁹, die zweifache Leistung der Sprache hervorgehoben die in der neueren Sprachphilosophie als diejenige von Darstellungs- und Ausdrucksfunktion bezeichnet wird.

b) Die Sprachsymbolik

Aber noch eine weitere Seite muß herausgehoben werden: Die Sprache ist nicht nur aus ihren Beziehungen zur Innen- und zur Außenwelt zu verstehen, von deren beiderlei Gesetzmäßigkeiten abhängig, sondern sie stellt in sich selber noch einmal einen eignen Seinsbereich dar, der seine *eigne Gesetzmäßigkeit* aufweist. So schreibt Fröbel schon einmal in einer der früheren Keilhauer Schriften: Dem Zögling, und d.h. dem Menschen überhaupt, „erscheint so die Sprache einmal als ein Abbild, Abdruck der Außen- und Innenwelt, die er erkennt, aber dann auch als ein eignes für sich bestehendes Werk des Geistes“ (I 232). Und wenn man dieses wieder in seiner eignen Lebendigkeit betrachtet, versteht man, wenn Fröbel von dem „inneren Leben“ spricht, „welches die Sprache bis in ihre feinsten Fasern hin in sich trägt, und welches sie zu einem vollkommenen Lebeganzen macht“ (133). Ein „Lebeganzes“, d. h. ein in sich lebendiges, ganzheitlich organisiertes Gebilde.

Diese Eigengesetzlichkeit der Sprache besagt, daß das Wort in seiner leibhaft-sinnlichen Gegebenheit, das hörbare Klangbild also, der in dieser Weise notwendige Ausdruck der bezeichneten Sache sei. Und hier ist dann der Ansatzpunkt der für Fröbel

¹⁹ Vgl. Eva Fiesel, Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik, Tübingen 1927.

bezeichnenden und viel umstrittenen *Sprachsymbolik*. Das gilt nicht: nur für die Wörter als ganze, sondern ebenso sehr schon für deren einzelne Bestandteile. Fröbel ist der Überzeugung, daß „die Darstellung eines bestimmten Gegenstandes oder Begriffes durchs Wort ... notwendig diese bestimmten und nur ausschließend diese und keine anderen Wortbestandteile (Buchstaben) fordert“ (133). Jeder Buchstabe ist als solcher schon „etwas Bedeutung in sich Tragendes“ (134).

Fröbel entwickelt das an einigen bezeichnenden Beispielen. Die Buchstabenzusammenstellung fr z. B., insbesondere am Wortanfang (frisch, froh, frei usw.), ist der Ausdruck einer „sich in äußerer regsamen Mannigfaltigkeit kundtuenden Geistigkeit“, die Buchstabenzusammenstellung fl dagegen (flieh, Flamme, Fleiß) der Ausdruck des „mehr innern, stetigen Lebens“ (135). Der Buchstabe k wiederum (Knall, Krach, Kraft usw.) bezeichnet die „selbsttätige, gleichsam sich in sich selbst stammende Kraft“ (136) usw. Die Einzelheiten, von denen Fröbel noch manche weitere anführt, interessieren hier nicht. Als wissenschaftliche Ergebnisse sind diese Behauptungen selbstverständlich unhaltbar. Aber es ist billig, hier über Fröbels „Dilettantismus“ zu spotten. Wenn man nur den allgemeingültig wissenschaftlichen Anspruch fallen läßt, bleiben diese Überlegungen geeignet, das Ohr für den Ausdruckswert der gesprochenen Sprache zu schärfen, und gehen mit manchem zusammen, was seitdem über den Ausdruckswert insbesondere der Vokale gesagt ist.

Schwieriger liegen die Verhältnisse bei der andern Form der Sprachsymbolik, wie Fröbel sie durch die Zerlegung eines Worts in Anfangsbuchstaben und Restbestandteil gewinnt und wie sie uns im bisherigen schon verschiedentlich begegnet waren: sprechen = s-prechen, Säugling = S-Äugling, Ball = B-All usw.). Diese aller Etymologie Hohn sprechenden Ableitungen haben selbstverständlich keinerlei Hintergrund, weder von der Sprachgeschichte noch vom reinen Ausdruckscharakter, und trotzdem möchte man sie bei Fröbel nicht missen, weil sie in verkürzter Merkformel seine Anschauung so übersichtlich zusammenfassen.

c) D e r Rhythmus

Wesentlich sind dagegen wieder die Betrachtungen, die Fröbel über das „Bewegungsgesetz“, d. h. den *Rhythmus* der Sprache

anstellt. Mit großem Recht weist er darauf hin, wie die Kinder von sich aus nach der Sprachdarstellung in *gebundener Rede*, in Form von kleinen Verschen, verlangen, und sieht darin, auch in der Menschheitsentwicklung im ganzen, „eines der ersten, ursprünglichsten und natürlichsten Veredelungsmittel*“ des Menschen; denn in der gebundenen Form der Rede formt sich zugleich das Erlebnis selbst zu einer in sich bedeutsamen, aus dem unbestimmten Lebensfluß ablösbaren und darum auch auf neue Lebensmöglichkeiten übertragbaren Einheit. Der lebendige Umgang mit Kindern bestätigt diese Erfahrung von der Bedeutung der gebundenen Sprachform, und darin beruhen dann die vielen kleinen Gedichtchen und Verschen, die Fröbel, vor allem in seinen späteren Schriften, einstreut. Ihr geringer künstlerischer Wert ist kein Einwand, denn es handelt sich nur um als solche unwesentliche Beispiele, Möglichkeiten einer solchen aus der Improvisation entspringenden rhythmischen Prägung zu verdeutlichen.

Als letztes wäre noch ein Wort über *Schrift* und *Druck* zu sagen. Wenn es schon der Sinn der Sprache ist, daß im gesprochenen Wort der Mensch sich gegenständlich wird, so vollendet sich dieser Vorgang dann erst in der Schrift, weil sie die Loslösung des Ausdrucks vom fließenden Lebenszusammenhang bedeutet, „weil sie dem Menschen möglich macht, sich selbst, sein Wesen, es sich gleichsam vor sich hinstellend, zu betrachten“ (143). In diesem Sinne ist Leben und Schreiben die Voraussetzung, daß das Kind zum Schüler wird.